
Z w ö l f t e r B r i e f .

Paris den 6ten August.

Ich ging heute nach der reformirten Kirche, die bei der Vorstadt St. Antoine, unweit der zerstörten Bastille ist. Ich wollte Marron hören, aber dieser war, wie ich später erfuhr, in ein benachbartes Departement gereist, um einen neuen Prediger einzuführen.

Statt seiner predigte Mesterfait. Er hatte die Worte aus den Psalmen: „Wie wird ein junger Mensch seinen Weg unsträflich wandeln? Daß er sich hält nach deinem Gesetz“ Er sprach über die Erziehung ungefähr wie Jean Jacques; dieses bemerkte mir ein alter Bürger, der hinter

mir faß, und sehr aufmerksam zuhörte. Mestresfait liest seine Predigt nicht, wie die meisten französischen Prediger, sondern spricht frei und sehr angenehm. Seine Deklamation ist nicht durchaus französisch, sie hat Aehnlichkeit mit der, welche man unter den guten Kanzelrednern in Deutschland findet.

Was besonders angenehm an Mestresfait ist, das ist seine Dekonomie der Sprache. Man glaubt, dasjenige, was man hört, sey nicht Darstellung der vorbereiteten Redekunst sondern freier Erguß des Gemüths. Seine Stimme und sein Ausdruck erheben sich über den des gewöhnlichen Lebens, aber sie bleiben ihm nahe, und es ist nicht die große Kluft zwischen dem Redner und dem Zuhörer — und zwischen dieser Stunde und der darauf folgenden befestigt, wie man dieses so oft bei Kanzelrednern, bei Stadt- und Landpfarrern und bei Superintendenten findet. Man sieht, daß der Mensch und der Redner, die gewöhnlich noch verschiedener sind als der Mensch und der Schriftsteller — wenigstens aus einem Stück seyn können.

Mestresait hat ein angenehmes Organ. Besonders lieblich war seine Stimme in dem Gebet, womit er seine Predigt eröffnete. Deutsche Herzlichkeit war hier mit dem Wohl laut französischer Sprache gepaart.

Ich verließ diese kleine Kirche in einer angenehmen Stimmung. Es thut wohl, wenn man eine Anzahl Menschen, wenn sie auch nur klein ist, zu einem verständigen Zwecke versammelt sieht. Aber besonders wohl thut es, wenn man sie in der unsichern Fremde findet und sie zu der Lehre sich bekennen, in der wir von Jugend auf erzogen wurden. Wenn man auch die Dogmen seiner Kirche nicht glaubt, so bleibt es doch immer unsere Kirche.

Oft haben berühmte protestantische Schriftsteller dem katholischen Gottesdienste einen Vorzug vor dem ihrigen gegeben. Ich konnte dieses nie finden, und auch heute nicht, obschon ich vorher im Hochamte der schönen St. Paulus = Kirche war. Es ist ein großer Unterschied, ob man nur einmal den katholischen Gottesdienst besucht, und zwar da, wo er in seiner größten Herrlichkeit ist,

oder aber ob man ihn oft, und an verschiedenen Orten, in großen und in kleinen Kirchen sieht. Die, welche sich so warm für den katholischen Gottesdienst erklären, weil sie ihn vielleicht ein- oder zweimal in Dresden sahen, würden wahrscheinlich nach 12 Monaten anders urtheilen, wenn sie in dieser Zeit täglich eine katholische Kirche besucht hätten.

Der Gottesdienst eines Volks geht aus dem Begriff des Zeitalters und seiner Kultur hervor, und sobald der Mensch etwas nicht mehr völlig für wahr hält, so kann er sich auch nicht mehr von Herzen daran erbauen, weil ihm der Glaube fehlt, und sein Inneres wird nicht gestärkt. Im Mittelalter, wo man glaubte, daß geheimnißvolle Wunder am Altare geschähen, — wo dem Volke, welches in den langen Hallen der gothischen Dome knieete, vom Messdiener das Zeichen gegeben ward, wann das Wunder am Altar vollbracht sey, und der Leib und das Blut des Erlösers gegenwärtig, — damals lag etwas Großes und Erhabenes in dem, was jede Brust der versammelten Tausende glaubte und was jedes Herz bewegte.

In den folgenden Jahrhunderten wurde der Verstand der Menschen gebildeter. Neue Kenntnisse und richtigere Begriffe wurden unter ihnen verbreitet, und der Glaube an Wunder sank allmählig dahin.

Ein Mensch, der wie Rousseau fühlt, daß er den Verstand verlieren würde, wenn er ein Wunder sähe, das heißt: eine Begebenheit, die in der Zeit und im Raume geschieht, ohne doch nach den Gesetzen der Zeit und des Raumes zu geschehen, — ein solcher kann wohl mit Wohlgefallen einen frommen betenden Katholiken sehen, der mit einfältigem Gemüth die Wunder des Altars glaubt, aber er kann sich selber nicht daran erbauen. Er kann in Dresden und in Rom den Glanz der Kirche und das Feierliche des Gottesdienstes bewundern, und, für den Augenblick, das Feige, Niedrige und Tückische vergessen, das die Oberpriester dieser Kirche so oft in ihren Maßregeln zeigten, und die so selten rechtlich und gerade und menschlich gut in der Geschichte erscheinen, — er kann seine Sinne den herrlichen Chören und den Weihrauchwolken hingeben, die durch die Kirche schweben, — aber

sein Inneres kann sich hieran nicht aufrichten, und sich menschlich groß und stark und wahrhaftig fühlen. Für den Menschen, dessen verschiedene Anlagen und Kräfte die Zeit entwickelt hat, sind diese religiösen Feste von denen des Lama in seinem goldenen Tempel in Thibet nicht wesentlich verschieden.

Eine verständige Rede in einer einfachen Kirche über die Pflichten des Lebens, und über die Irrthümer, die der Mensch vermeiden muß, ist der Kultur unserer Zeit und unserer Gegend angemessen. Dieses stimmt zugleich am genauesten mit dem eigentlichen Geiste des Evangeliums überein, so wie es aus dem Munde des Nazareners ging. Lange finstere Jahrhunderte und die Verbannung der Urschriften der Apostel aus den Händen des Volks hatten es dahin gebracht, daß zwischen dem, was man Christenthum hieß, und zwischen den Religionen in Thibet und Peking kein bedeutender Unterschied mehr war. Die Gewitter der Reformation und einige große kräftige Menschen, die der Drang der Zeit bildete und die mächtig in den Gang der Begebenheiten eingriffen, stellten die

Lehre des Nazareners wieder her, und gaben seine Worte dem Volke wieder. So entstand die protestantische Kirche, gegründet auf die Rechte des menschlichen Geistes, auf freie Untersuchung und auf die Verbannung aller Unterjochung unter fremde Autorität. Auch im Protestantismus blieben noch Dogmen stehen, an die der Stifter des Christenthums schwerlich gedacht hatte, — aber wann wurden je bei der ersten Scheidung die edeln Metalle von den unedeln völlig geschieden? In-
 defß hatte das Volk die Schrift in seiner Muttersprache, und gerade die freie Untersuchung, die auf allen hohen Schulen herrschte, die jetzt so häufig in den protestantischen Ländern errichtet wurden, mußte diese Dogmen mit glücklichem Erfolge bekämpfen, weil die Kirche diese Untersuchungen nicht wehren konnte, da die Freiheit des Denkens ihr erster Grundsatz war, den sie gegen den Hof von Rom mit Blut erkämpft und besiegelt hatten.

Die hohe Uebereinstimmung zwischen dem, was wir sind, und dem, was wir scheinen und thun, das ist das reinmenschliche, was zu allen Zeiten

so kräftig im Gange der Begebenheiten stand, was das einfache Leben der Patriarchen und Griechen so herrlich machte, und über das sich nie ein Volk hinüberbilden wird, weil es die Menschheit vollendet in sich trägt. Die verschiedenen Kräfte des Menschen müssen, wenn er etwas Großes hervorbringen will, im Gleichgewicht seyn und sich nicht widerstreiten. Und dieses war mehr der Fall bei den ältern Völkern, deren Verstand noch nicht so entwickelt war, als in den spätern Jahrhunderten, und die noch manches glauben konnten, was ihre Enkel-Völker bezweifeln müssen. Daher war ihre Kunst eine ganz andere als die unsrige. Die Götter, die der griechische Künstler verehrte, — und die Heiligen, die der Künstler des Mittelalters anbetete, werden ein ganz anderes Leben haben, als die, welche der protestantische Künstler des neunzehnten Jahrhunderts erschafft.

Man behauptet deswegen auch, daß die Reformation der Kunst geschadet hätte. Ich glaube dieses, — weil die Künstler mit getheiltem Gemüthe fortführen, die Gegenstände darzustellen, die die

Älteren Künstler mit ungetheiltem dargestellt hatten.

Aber ist die Entwicklung des Menschen nachtheilig für sein inneres Leben? Und wird ihm das äussere Leben nicht um so herrlicher und reicher erscheinen, je vielseitiger seine innre Kraft gebildet ist, und je mehr er sie vor allem getheilten bewahrt?

Der Künstler kann Gegenstände des Glaubens darstellen, aber er muß den Standpunkt so hoch über dem Leben nehmen, daß er in allen Formen nur die menschliche sieht. Er gibt den Irrthum nicht als Wahrheit, sondern zeigt, wie der Mensch durch die mannichfaltigen Bedingungen des Lebens menschlich zum Irrthum geführt wird.

Sehe ich die Wunder, die die Jungfrau von Orleans zu verrichten glaubt, — sehe ich wie sie Ketten als Fäden reißt, und frei aus verriegelten Kerkern geht, — sehe ich die Erscheinung des bösen Geistes, die sie zu sehen glaubt, — so bin ich in einer mir fremden Welt; ich fühle daß ich getäuscht werde, ich sehe mich geschieden von der Wahrheit des Lebens, und sehe etwas Unwahres,

das mein Verstand nicht begreift und an der mein Inneres sich nicht freuen kann.

Das höchste Gefühl des Lebens, sagt Schiller, besteht in dem freien und harmonischen Spiel aller Kräfte des Gemüths. Und gerade das ist es, was uns bei den Werken dieses genialischen Dichters so sehr ergreift, daß wir die Welt und das Leben und seine mannichfaltigen Bedingungen so offen vor uns liegen sehen. Wir sehen die Bücher des Schicksals geöffnet, wir hören den leisen Gang des menschlichen Daseyns und des unfrigen, und alles bewegt sich harmonisch und mit Grazie und redet durch liebliche Zeichen und Bilder, die voll Bedeutung sind. Denn also singet der Sänger der vier Weltalter:

Wohl perlet im Glase der goldene Wein,
 Wohl glänzen die Augen der Gäste;
 Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
 Zu dem Guten bringt er das Beste.
 Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
 Ist die Freude gemein, auch beim Nektarmahl.

Ihm geben die Götter das reine Gemüth,
 Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt.
 Er hat alles gesehen, was auf Erden geschieht
 Und was uns die Zukunft versiegelt.

Er saß in der Götter urältestem Rath
 Und behorchte der Dinge geheimste Saat,

Er breitet es lustig und glänzend aus
 Das zusammengefaltene Leben.

Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
 Ihm hat es die Muse gegeben.

Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein
 Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
 Auf des Schildes einfachem Rande
 Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
 Gebildet mit göttlicher Kunde:

So drückt er ein Bild des unendlichen All
 In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten;
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gefellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.

Vier Menschenalter hat er gesehen,
Und läßt sie am fünften vorübergehen.